

NICOLA MARNI

METHAN

NICOLA MARNI

METHAN

THRILLER

PAGE  TURNER



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage
Copyright © 2012
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © Getty Images/David Madison;
Getty Images/Nick Norman
Redaktion: Regine Weisbrod
Gesetzt aus der Janson Antiqua bei omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-20375-8

www.pageundturner-verlag.de

ERSTER THEIL

EINE VAGE SPUR

Gennadi verschränkte die Hände hinter dem Kopf und grinste. »Endlich haben wir unsere Ruhe!«

»Mir wäre es lieber, ich könnte mit ins Flugzeug steigen und auch nach Moskau fliegen, anstatt weiterhin diese verdammte Baracke bewachen zu müssen. Die anderen durften alle mit, sogar das Kantinen- und Reinigungspersonal ist heute Vormittag mit einer Maschine weggebracht worden! Wahrscheinlich lachen die über uns, weil wir zurückbleiben müssen, und wer weiß, wann es diesen Sesselfurzern im Ministerium einfällt, eine Ablösung zu schicken«, antwortete sein Kollege Arkadi und stieß ein paar deftige Flüche aus. Dann zog er eine Bierdose hervor und riss sie auf. »Das hier und genügend Wodka sind das Einzige, das den Aufenthalt hier erträglich macht.«

»Gib mir auch eins!« Gennadi amüsierte sich über seinen Kollegen, der die geheime Forschungsanlage auf der Belkowski-Insel als Baracke bezeichnete. Dabei gehörten ihre Arbeitsbedingungen – abgesehen von der Kälte und der Einsamkeit – zu den besten in ganz Russland. Das Gehalt war ausgezeichnet, und die meisten Dinge des täglichen Lebens gab es zum Nulltarif, darunter auch das Bier. Den Wodka mussten sie aus dem Automaten holen, aber er war sagenhaft billig. Gennadi hatte bereits ein hübsches Sümmchen für die Zeit angespart, in der er nicht mehr beim Wachdienst des Innenministeriums arbeiten würde.

Er trank einen Schluck aus der Dose, die Arkadi ihm reichte, und deutete nach draußen, wo unverkennbar ein Schneesturm aufzog. »Die nächsten drei Wochen gehört der Laden uns, Arkadi Jurijewitsch. Die hohen Herrschaften

fliegen alle nach Moskau und dann weiter nach Washington, um sich für ihre Entdeckungen feiern zu lassen. Doch solange die Tiefkühltruhen in der Kantine und die Regale im Laden noch gefüllt sind, kann ich gut warten, bis das Kantenpersonal zurückkommt. Wir ...«

Was auch immer Gennadi noch hatte sagen wollen, unterblieb, denn aus dem Schneetreiben schälte sich ein zu einem Raupenfahrzeug umgebauter Lada Niva heraus und blieb vor der Forschungsstation stehen. Verwundert sahen die beiden Wachmänner, wie die Türen des Wagens geöffnet wurden und zwei Personen ausstiegen. Es handelte sich um einen Mann in einem roten Anorak und mit einer Pudelmütze und eine Frau, die einen Polarfuchsmantel und eine passende Mütze trug.

»Das ist doch Dr. Paragina!«, rief Arkadi verblüfft aus. »Was will die noch hier? Sie sollte doch mit den anderen Wissenschaftlern nach Moskau fliegen.«

»Du kannst sie ja fragen«, spottete sein Kollege und ging zum Eingangstor, um der Wissenschaftlerin aufzuschließen. Diese trat mit einem Schwall kalter Luft und etlichen Schneeflocken auf Pelzmantel und Mütze ein.

»Es tut mir leid, dass ich Sie und Arkadi Jurijewitsch noch einmal stören muss. Aber ich habe gestern in der Aufregung etwas vergessen«, sagte sie und blockierte dabei die Tür so, dass auch ihr Begleiter eintreten konnte.

»Dr. Lebow aus Moskau«, stellte sie ihn vor. »Er ist mit dem Flugzeug gekommen, um uns abzuholen. Er kann doch bei Ihnen in der Sicherheitszentrale bleiben, während ich meine Sachen hole? Ich will ihn bei diesem Schneesturm nicht draußen im Auto warten lassen.«

»Das ist doch selbstverständlich, Frau Dr. Paragina.« Gennadi verschloss das Eingangstor wieder und bat den Fremden, mit ihm in den Nebenraum zu kommen. Die Wissenschaftlerin bedankte sich freundlich, trat an die Schleuse,

die zu den inneren Räumen der Forschungsstation führte, und steckte ihre Codekarte in das Lesegerät.

Unterdessen hatte sein Kollege Arkadi eine weitere Bierdose aus ihrem Vorrat genommen. Jetzt sah er sich kurz zu ihrem Gast um, doch der stand noch an der Tür und kämpfte mit dem Reißverschluss seines Anoraks. Daher wandte Arkadi sich seinen Bildschirmen zu und beobachtete, wie Dr. Paragina in den Umkleideraum ging und sich dort bis auf Slip und BH auszog. Mit einer knappen Handbewegung winkte er seinen Kollegen zu sich.

»Das darfst du dir nicht entgehen lassen, Gennadi! Die Paragina ist wirklich ein Anblick, den man hier nicht oft geboten bekommt«, sagte er so leise, dass der Fremde es nicht hören konnte.

»Vor allem in den nächsten drei Wochen nicht!« Gennadi starrte nun ebenfalls auf den Bildschirm, auf dem Nastja Paraginas weibliche Reize deutlich zu sehen waren. Weder er noch sein Kollege achteten auf den Begleiter der Wissenschaftlerin. Dieser trat einen Schritt zurück, griff in eine Innentasche seines Anoraks und zog eine eigenartig geformte Pistole hervor. Als er schoss, gab diese zweimal einen schmatzenden Laut von sich. Die beiden Wachmänner rissen noch die Münder zum Schrei auf, sackten dann aber lautlos zusammen und blieben auf dem Boden liegen.

Mit einem zufriedenen Nicken steckte der Mann, der natürlich nicht Lebow hieß, seine Waffe weg, nahm Gennadi den Codeschlüssel für das Eingangstor ab und schleifte erst ihn und danach Arkadi nach draußen. Dort zerrte er die beiden toten Männer in eine Schneewehe und kehrte in die Sicherheitszentrale zurück.

Auf dem Bildschirm sah er, wie Nastja Paragina einen Overall mit Kapuze anzog und die Forschungsstation betrat. Dort fuhr sie mehrere Computer hoch, kopierte Daten auf eine externe Festplatte und das Wichtigste zur Sicher-

heit zusätzlich auf eine Speicherkarte und einen USB-Stick. Schließlich steckte sie eine andere Speicherkarte in den dafür vorgesehenen Schlitz und speiste die Daten ein.

Mit einem Mal wurden alle Computer in der Forschungsstation einschließlich der beiden Anlagen in der Wachzentrale lebendig. Verwirrende Symbole flimmerten über die Bildschirme, und die Helligkeit in den Räumen schwankte, als gäbe es Probleme bei der Stromversorgung.

Der falsche Lebow nickte zufrieden, ging nach draußen und verkeilte das Eingangstor so, dass es nicht mehr zufallen konnte. Das Gleiche machte er mit der Sicherheitsschleuse, die sich nun auf beiden Seiten öffnen ließ. Danach wartete er auf Nastja Paragina.

Nach einer Viertelstunde tauchte die Wissenschaftlerin wieder mit Polarfuchspelz und Mütze bekleidet auf. Sie trug einen mit einem Sicherheitsschloss versehenen Aktenkoffer in der Hand.

»Ist alles gut gegangen, Espen?«, fragte sie.

»Natürlich! Die beiden Kerle haben sich so auf die Strip-teaseshow konzentriert, die du ihnen geboten hast, dass sie für nichts anderes mehr Augen hatten. Und wie war es bei dir?« Obwohl der Mann gut russisch sprach, war nicht zu überhören, dass es sich nicht um seine Muttersprache handelte.

Nastja Paragina hob ihren Aktenkoffer in die Höhe. »Hier drin ist alles, was wir brauchen. Was die Daten in den Computern der Forschungsstation angeht, so frisst die gerade der Wurm – und den Rest erledigen Kälte und Schnee! Ich habe ebenso wie du hier die Türen verkeilt und die Fenster geöffnet. In einer halben Stunde ist die Station ein Eisschrank, und das Schöne ist: Niemand kann mehr feststellen, wer die gesamte Elektronik der Station zerstört hat!«

Zufrieden lächelnd verließ die Wissenschaftlerin die Anlage, die in den drei letzten Jahren ihr Zuhause gewesen war, und stapfte zum Wagen.

Espen folgte ihr und setzte sich ans Steuer. Obwohl seit ihrer Ankunft mehr als zehn Zentimeter Neuschnee gefallen waren, wühlte sich das mit Raupen ausgerüstete Fahrzeug mühelos durch die weiße Pracht. Als Nastja Paragina sich umblickte, gingen hinter ihnen in der Forschungsstation die letzten Lichter aus.

Gleichzeitig stieg seitlich vor ihnen ein Flugzeug in den Himmel empor. Durch das Schneegestöber konnten sie für einige Augenblicke die grünen und roten Blinklichter an seinen Tragflächen erkennen.

»Wie es aussieht, ist der Pilot wegen des erwarteten Schneesturms früher gestartet«, stellte der Mann lächelnd fest.

Nastja Paragina schickte dem Flugzeug einen nicht gerade freundlichen Blick nach. »Denen dort oben wünsche ich einen ganz besonderen Flug. Für uns hoffe ich, dass wir ohne Probleme von hier wegkommen.«

»Ich sehe den Hubschrauber schon kommen.« Espen zeigte nach vorne, wo ein Helikopter knapp über der aufgewühlten See heranschwebte und gut hundert Meter vor ihnen am Ufer aufsetzte.

Der Geländewagen bewältigte auch das letzte Stück, obwohl er sich durch mannshohe Schneewehen wühlen musste. Als er schließlich anhielt, stieg die Wissenschaftlerin aus und kämpfte sich durch den aufgewirbelten Schnee auf den Hubschrauber zu.

Espen stellte den Motor ab, kurbelte das Seitenfenster herab und legte den ersten Gang ein. Den Fahrzeugschlüssel ließ er stecken und zog auch die Bremse nicht an. Stattdessen schob er die Fußmatte so über das Gaspedal, dass dieses leicht eingedrückt wurde. Dann verließ er das Raupenfahrzeug, beugte sich noch einmal ins Auto hinein und startete den Motor. Während er zum Hubschrauber stapfte, rollte der Geländewagen über die Uferkante und versank in der schäumenden See.

Kaum saßen Nastja und Espen auf ihren Plätzen und hatten sich angeschnallt, zog der Pilot die Maschine hoch und steuerte sie aufs Meer hinaus.

ZWEI

In dem Flugzeug, das Nastja Paragina und ihr Begleiter beim Start beobachtet hatten, teilten die in hellblaue Uniformen gekleideten Stewardessen zur selben Zeit Sektgläser aus. Zwei Herren im vorderen Bereich der Maschine stießen bereits miteinander an.

»Auf unseren Erfolg, Prof. Bowman! Unsere Ergebnisse sind ein Meilenstein für die Energiegewinnung der Zukunft«, erklärte einer von ihnen in einem russisch gefärbten Englisch.

»Das sind sie in der Tat! Schade, dass Dr. Paragina nicht mitfliegen konnte. Eigentlich hat sie doch den größten Anteil an unserem Erfolg«, antwortete Bowman im Tonfall eines Amerikaners von der Westküste.

Sein Gegenüber lächelte verschmitzt. »Das ist wirklich sehr schade, Prof. Bowman. Aber ihr Geschlecht hat ihr einen Streich gespielt.«

Da Bowman irritiert den Kopf schüttelte, lehnte Prof. Wolkow sich mit der Miene eines Verschwörers zu ihm hinüber. »Sie hat sich heute Morgen bei mir wegen starker Menstruationsbeschwerden abgemeldet und kann deswegen nicht mit uns fliegen. Aber jetzt auf Ihr Wohl!«

Während Wolkow trank, dachte er, dass Nastja Paraginas Unwohlsein ihm ausgezeichnet in die Karten spielte. Andernfalls wäre es ihr womöglich doch gelungen, sich in den Vordergrund zu schieben, wenn in Moskau die Ergebnisse präsentiert wurden. So aber würde die Aufmerksam-

keit hauptsächlich ihm gelten. Das bedeutete mehr Ansehen, mehr Gehalt, Auszeichnungen und einen höheren Posten im Institut. Mit einem zufriedenen Lächeln setzte Wolkow das Gespräch fort.

»Nastja hofft, noch rechtzeitig nach Moskau zu kommen, um mit uns gemeinsam in Ihre Heimat fliegen zu können. Doch ich halte es für fraglich, ob man extra ihretwegen ein Flugzeug zur Insel schicken wird. Wenn Nastja Pech hat, bleibt sie in der Station, bis wir zurückkommen.«

»Das wäre bedauerlich. Frau Dr. Paragina ist nicht nur eine exzellente Wissenschaftlerin, sondern auch eine sehr gutaussehende Frau. Ich hoffe, sie hat Ihnen sämtliche Unterlagen mitgegeben. Diese müssen sowohl in Moskau wie auch in Washington gesichert werden.«

»Keine Sorge, das hat sie!« Mit diesen Worten beugte Prof. Wolkow sich nach vorne und zog einen Aktenkoffer unter seinem Sitz hervor. »Mit Hilfe der Formeln, die in diesem Koffer stecken, werden wir das Methan der Weltmeere schon in naher Zukunft gewinnen und wie ganz normales Erdöl verwenden können. Unseren Berechnungen nach reichen die bekannten Methanvorräte in den Ozeanen für mehr als vierhundert Jahre. Dabei sind Meeresböden zum größten Teil noch unerforscht.«

Prof. Wolkow schüttelte den Koffer ein wenig und wollte ihn wieder unter seinem Sitz verstauen, als das Gepäckstück unter seinen Händen aufflammte. Erschrocken ließ er es los. Im nächsten Augenblick raste ein Energieblitz durch die Maschine. Auf einen Schlag fielen alle elektronischen Instrumente im gesamten Flugzeug aus.

Noch während der Kapitän im Cockpit auf die plötzlich schwarz gewordenen Anzeigen starrte, durchschlug der Blitz die Hülle des ersten Treibstofftanks, und das Kerosin explodierte. Die Tu-204SM wurde in Stücke gerissen und die Einzelteile über ein mehrere hundert Quadratkilometer großes

Gebiet in der Laptewsee verstreut. Die Trümmer, die auf das Packeis gestürzt waren, begrub ein Schneesturm, der fünf Tage lang wütete und eine Suchaktion unmöglich machte.

D R E I

Als Franz Xaver Wagner in den Flur trat, vernahm er bereits die Stimmen seiner Untergebenen aus dem Besprechungszimmer. Dem Tonfall nach war Henriette von Tarow wieder einmal verärgert. Im Allgemeinen war die junge Agentin kühl und beherrscht, doch wehe, sie fühlte sich unterbeschäftigt, wie es gerade der Fall war, oder gar missachtet. Seine Leute hatten schon mehrere Wochen keinen bedeutenden Auftrag mehr erhalten, und die eintreffenden Routineaufgaben hätten auch Petra Waitl und Hans Borchart erledigen können.

Wagner passte es ebenfalls nicht, nutzlos in seinem Büro zu sitzen. Dennoch erwog er, in den Aufenthaltsraum zu gehen und Henriette den Kopf zurechtzusetzen. Ihr Job brachte auch solche Phasen mit sich. Es konnte nicht nur Adrenalin steigernde Kicks geben, sondern auch ruhigere Zeiten. Dies war im Übrigen auch der Jahreszeit angemessen, denn am Tag zuvor war der zweite Advent gewesen. In diesen letzten Wochen des Jahres konnten sie Routinearbeiten erledigen, die liegengeblieben waren. Er wollte seinen Leuten auch raten, sie sollten die Gelegenheit nützen, nach den aufregenden Ereignissen des Sommers ihre Akkus wieder aufzuladen, zögerte aber noch. Torsten Renk würde sich mit Sicherheit auf Henriettes Seite schlagen, und zwei missgelaunte Untergebene wollte er sich nicht zumuten.

Daher berat Wagner zuerst sein Büro, schaltete seinen Computer an und zog den Mantel aus. Nachdem er auch

seine Winterstiefel gegen bequeme Schuhe vertauscht hatte, blickte er auf den Bildschirm und erstarrte.

Drei Zeilen blinkten in grellem Rot, und drei Worte waren besonders hervorgehoben: »wichtig!« und »streng geheim!«.

Wagner setzte sich, rief die entsprechenden Mails auf und las sie mit wachsender Erregung. Danach blieb er einige Minuten lang starr am Schreibtisch sitzen und blickte ins Leere. Seine Gedanken rotierten, entwarfen Pläne und beförderten sie ebenso schnell wieder in seinen geistigen Papierkorb. Als ihm klar wurde, dass er alleine zu keinem vernünftigen Ergebnis kam, stand er auf und ging in den Aufenthaltsraum.

Seine Leute waren so ins Gespräch vertieft, dass sie ihn zunächst nicht bemerkten. Eben warf Torsten ein Blatt Papier mit einem Ausdruck höchsten Widerwillens auf den Tisch.

»Wagner kann nicht bei Trost gewesen sein, als er das zugelassen hat!«

»Worum geht es?«, fragte Petra Waitl, die Computerspezialistin im Team.

»Ich soll den Verteidigungsminister nach Kunduz begleiten und den armen Kerlen, die dort Dienst tun, Schokonikoläuse und Tannenzweige in die Hand drücken.«

Seine Kollegin Henriette von Tarow lachte spöttisch auf. »Warum soll es dir besser gehen als mir? Als ich letztens die Leibwächterin der Entwicklungshilfeministerin spielen und mit ihr nach Afrika fliegen musste, war es mein Job, die Gastgeschenke zu tragen.«

»Jetzt versucht nicht, euch gegenseitig mit Gräueltaten zu übertreffen«, warf Hans Borchart ein, der in einer Ecke Torstens Sphinx AT2000 in ihre Einzelteile zerlegt hatte, um die einmalige Waffe zu pflegen.

»Daran ist nur dieser alberne Wettstreit zwischen dem MAD und dem Bundesnachrichtendienst schuld. Die einzelnen Abteilungen schnappen wie Kampfhunde nach jedem

Auftrag, den sie kriegen können, nur um zu beweisen, wie wichtig und kompetent sie sind. Daher bleibt für uns nichts übrig, als Schokonikoläuse zu verteilen und Gastgeschenke zu schleppen! Dabei habe ich gedacht, nach der Sache in Somalia wären wir richtig im Geschäft. He, was soll das? Ich will das Ding nicht!«

Henriette war so sauer, dass sie Petra Waitls Hand beiseiteschob, als diese ihr einen Lebkuchen reichen wollte.

»Schokolade beruhigt die Nerven!«, erklärte die pummelige Computerspezialistin unbeeindruckt. Dann sah sie Henriette und Torsten kopfschüttelnd an.

»Ich weiß nicht, was ihr habt! Immerhin ist unsere Abteilung in das Projekt ›Cyberwar‹ einbezogen worden. Und der Job macht mir richtig Spaß.«

»Du sitzt ja auch den ganzen Tag am Computer und tust nichts anderes, als in die Tasten zu hauen«, antwortete Henriette verschnupft.

»Sag das nicht! Immerhin habe ich im Herbst meine Maschine zum Kopieren von Metallteilen verbessert und zum Patent angemeldet. Der Prototyp steht jetzt unten im Keller, und damit fertige ich jede Woche mindestens ein Dutzend Nachschlüssel für unsere Kollegen vom BND an.« Petra machte keinen Hehl daraus, dass sie sehr stolz auf ihre Leistung war.

Das brachte Henriette nur noch mehr auf. »Du solltest für uns arbeiten, nicht für die Konkurrenz!«

Jetzt hielt Wagner es für an der Zeit einzugreifen. »Die Leute vom BND sind nicht unsere Konkurrenz, sondern unsere Kollegen.«

»Pah!« Henriettes Antwort war kurz und deutlich. Dann verschwand sie und ließ Wagner kopfschüttelnd zurück.

»Irgendwie begreife ich nicht, dass Frau von Tarow sich danach sehnt, Kugeln um ihre Ohren pfeifen zu hören.«

»Das liegt an den Genen«, warf Hans Borchart ein. »Im-

merhin entstammt sie einer Soldatenfamilie, die bereits aktiv war, als die Cherusker unter Arminius die Legionen des Varus vernichtet haben. So etwas hinterlässt zwangsläufig seine Spuren in der Erbmasse.«

»Ihnen gebe ich auch gleich eine Masse – und zwar an Arbeit!«, knurrte Wagner. »Oder glauben Sie, der deutsche Staat zahlt Sie dafür, dass Sie Renks Privatartillerie in Schuss halten?«

»Gegen ein wenig Arbeit hätte ich nichts einzuwenden, auch wenn ich zu jenen gehöre, die ebenfalls für unsere Konkurrenz arbeiten, um Henriette zu zitieren. Petra hat mich nämlich in ihre Supermaschine eingewiesen, damit ich sie, wenn sie in Mutterschutz geht, vertreten kann.«

»Erinnern Sie mich nicht daran! Ausgerechnet jetzt, wo sie dringend gebraucht wird, müssen wir bald auf sie verzichten ...«, stieß Wagner verärgert aus.

Weder er noch Hans achteten auf Torsten, der betont auf seinem Kaugummi herumkaute. Immerhin war er mitschuldig an Petras Zustand, denn sie waren sich bei einem Mallorca-Urlaub im Frühjahr nähergekommen, als es unter Kollegen allgemein üblich war. Zwar hätte er sich ohne Zögern zu seiner Vaterschaft bekannt, aber das wollte Petra nicht. Mittlerweile war sie Ende des siebten Monats und hätte eigentlich zu Hause bleiben und sich auf die Geburt vorbereiten sollen. Aber sie weigerte sich trotz aller Probleme, die ihr Zustand ihr angesichts ihres Übergewichts bereitete, es ruhig angehen zu lassen. Henriette hatte bereits gespottet, dass Petra selbst im Kreißsaal noch auf den Monitor starren und tippen würde.

Bei dem Gedanken an Henriette stand Torsten auf. »Ich schaue mal, was unser Generalstöchterlein macht.«

»Tun Sie das«, antwortete Wagner und drehte sich zu Petra um. »Frau Waitl, kommen Sie bitte in mein Büro und nehmen Sie Ihren Laptop mit. Es ist dringend und wichtig!«

Während die Computerspezialistin verschwand, um ihren Laptop zu holen, pfiß Hans Borchart leise durch die Zähne. »Das sieht ganz so aus, als müssten Henriette und Torsten sich bald nicht mehr darin übertreffen, wem es hier langweiliger ist.«

»Das wird man sehen«, knurrte Wagner und kehrte in sein Büro zurück. Wenige Augenblicke später walzte Petra herein. Sie war durch ihre Schwangerschaft noch unbeholfener als sonst und tat sich sichtlich schwer, ihren übergroßen Laptop samt der Ausrüstung zu schleppen, die sie für notwendig hielt.

Wagner sprang auf und half ihr, damit keines der Geräte zu Boden fallen konnte. »Sie hätten sich die Sachen von Borchart oder Renk hierhertragen lassen sollen«, tadelte er sie und schob ihr einen Schreibtischstuhl hin. »Ich muss dringend einige Fragen klären, und die Antworten, die Sie finden, werden wahrscheinlich noch mehr Fragen aufwerfen, denen Sie nachspüren müssen. Dabei ist es mir vollkommen gleichgültig, wie Sie an die Informationen gelangen. Alles, worüber wir gleich sprechen werden, unterliegt der höchsten Geheimhaltungsstufe. Haben Sie verstanden?«

Petra wunderte sich zwar, warum sie hier in Wagners Büro arbeiten sollte anstatt an ihrem eigenen Schreibtisch, klappete aber ihren Laptop auf und sah ihren Chef grinsend an.

»Schießen Sie los!«

VIER

Torsten öffnete die Tür des Büros, das er mit Henriette teilte. Er war offensichtlich, dass seine Kollegin immer noch verärgert war.

»Wenn du nach Afghanistan fliegst, kannst du meinem

Bruder Michael einen schönen Gruß von mir ausrichten. Er ist derzeit dort stationiert«, sagte sie.

Torsten verzog das Gesicht, als hätte er auf etwas Saureres gebissen. »Nicht auch das noch! Dein Bruder Dietrich geht ja noch, vor allem, seit er seine afrikanische Frau geheiratet hat. Aber Michael – na ja, du weißt ja, was ich von ihm halte!«

»Ich gebe zu, dass er ein wenig schwierig ist, aber im Allgemeinen kann man ganz gut mit ihm auskommen.«

»Ja, wenn man ihn als den Größten ansieht und ihm überall den Vortritt lässt!« Torstens Stimme klirrte. Auch wenn seine letzte Begegnung mit Michael von Tarow schon länger zurücklag, hatte er die wilde Schlägerei, in der die Auseinandersetzung mit dem Mann geendet hatte, nicht vergessen.

Henriette wusste recht genau, was sich damals zugetragen hatte, aber sie hätte es gerne gesehen, dass der jüngere ihrer beiden Brüder und Torsten sich ausgesprochen und Frieden geschlossen hätten. Vielleicht ergab sich in Afghanistan eine Gelegenheit dazu, dachte sie und öffnete ihren Mailbriefkasten in der Hoffnung, es gäbe etwas Neues. Doch die meisten E-Mails waren entweder privater Natur oder unwichtig. Außerdem musste sie eine ganze Menge an Spammails löschen.

»Petra sollte sich lieber hierfür etwas einfallen lassen, als an dem albernem ›Cyberwar‹-Projekt mitzuarbeiten. Oder kannst du dir vorstellen, dass ich eine Penisvergrößerung brauchen kann?«, wandte sie sich schnappig an Torsten.

Dieser lachte, während er seine eigenen E-Mails überflog. »Mach dir nichts draus«, meinte er. »Mir bieten sie auch so einiges an. Aber dafür gibt es die Delete-Taste.«

»Es müsste alles automatisch entfernt werden!« Während Henriette eine Spammail nach der anderen löschte, schimpfte sie über die Absender und brachte Torsten damit zum Lachen.

»Was denn?«, fragte sie wütend.

»Eine ganz spezielle Art an Spammails enthält Informationen für uns, oder hast du das vergessen?«

»Nein, oder ... Verflixt, jetzt habe ich eine davon gelöscht!« Henriette wechselte in den Papierkorb ihres E-Mail-Programms und rief die entsprechende Mail auf.

»Agent 66 wünscht uns einen schönen zweiten Advent. Ich lache später darüber!«, fauchte sie und löschte weitere Mails.

Eine Zeit lang herrschte Ruhe im Raum, dann klingelte auf einmal ihr Telefon. Wagner war am Apparat. »Sehen Sie zu, dass Sie umgehend in den Besprechungsraum kommen, und bringen Sie Renk mit.«

»Wir kommen gleich!« Henriette legte auf und zwinkerte Torsten zu. »Unser großer Guru klingt ganz danach, als wäre etwas im Busch.«

Torsten winkte verächtlich ab. »Wahrscheinlich will irgendein Minister samt Gattin oder Tochter einen Ausflug in ein anderes Land machen, und sie brauchen jemand, der ihm die Kamera und der Dame den Sonnenschirm hinterherträgt.«

»Sonnenschirm! Bei dem Wetter?« Henriette zeigte nach draußen. Dort fielen gerade dicke Schneeflocken vom Himmel.

»Es gibt auch Gebiete auf der Erde, in denen es um die Zeit nicht schneit, in der Sahara zum Beispiel oder in der Arabischen Wüste. Aber wir sollten unseren Meister nicht warten lassen.« Mit diesen Worten stieß Torsten sich von Henriettes Schreibtisch ab und ging zur Tür.

Sie folgte ihm und versuchte dabei, sich ihre Neugier nicht anmerken zu lassen. Ihr Vorgesetzter hatte nicht so geklungen, als handele es sich um eine Lappalie.

Nur Hans Borchart befand sich bereits im Besprechungsraum und teilte Tassen und Plätzchenteller aus.

Torsten starrte auf die Leckereien und knurrte wie ein gereizter Hund. »Will unser großer Guru etwa jetzt schon unsere Weihnachtsfeier abhalten?«

»Wie kommst du auf die Idee? Wir haben gerade mal den zweiten Advent«, antwortete Hans lachend.

»Bei dem Laden hier würde mich nichts mehr wundern!« Torsten nahm sich einen Lebkuchen und aß ihn. Dann drehte er sich zu Henriette um. »Sagte Wagner nicht etwas von umgehend? Jetzt sind wir schon eine halbe Ewigkeit hier, und er lässt auf sich warten.«

»Petra fehlt auch noch«, wandte Henriette ein. Um ihre Anspannung zu mindern, schenkte sie sich Tee ein und nahm sich ein Plätzchen.

»Sie werden gleich kommen.« Hans' Aufregung hielt sich in Grenzen. Da er bei einem Anschlag in Afghanistan einen Fuß und eine Hand verloren hatte und Prothesen trug, konnte er nur in Ausnahmefällen an Außenaktionen ihrer Abteilung teilnehmen. Daher war es sein Job, dafür zu sorgen, dass in ihrem Hauptquartier alles funktionierte, angefangen von der Kaffeemaschine bis hin zu den Computern. Bei Letzteren half ihm Petra, die, wie Hans nicht müde wurde zu betonen, aus einem Stück Draht und einem kaputten Taschenrechner einen funktionierenden PC basteln konnte.

Solche Dinge interessierten Torsten im Augenblick wenig. Während sie auf Wagner warteten, spürte er ein eigenartiges Kribbeln im Magen. Dieses Gefühl hatte er sonst nur vor brenzligen Situationen, daher weigerte er sich diesmal, es ernst zu nehmen.

»In einer halben Stunde habe ich offiziell Feierabend. Also sollte Wagner sich beeilen«, sagte er, während er sich eine Tasse Kaffee einschenkte.

»Ich schätze, heute werden Sie Überstunden machen.« Wagner hatte Torstens letzte Bemerkung bei seinem Eintritt vernommen, setzte sich an den Tisch und nahm seinem Mitarbeiter die noch nicht benutzte Tasse ab.

»Danke, den kann ich brauchen! Sie dürfen sich eine neue Tasse nehmen.«

»Das ist aber sehr großzügig von Ihnen!«, ätzte Torsten und lehnte sich missmutig zurück.

Anders als er war Henriette die Anspannung in Person. Petra fehlte noch, und das hieß für sie, dass es große Probleme geben musste.

Wagners nächste Bemerkung verstärkte diese Überzeugung. »Frau Waitl stellt gerade einige Informationen für eine Powerpoint-Präsentation zusammen. Es wird nicht lange dauern.«

Torsten verzog das Gesicht. »Für welchen Minister sollen wir diesmal Schokonikolaus-Träger spielen?«

»Schokonikolaus-Träger? Das Wort sollten Sie sich patentieren lassen. Das passt irgendwie zu Ihnen!« Wagners Grinsen nahm seiner Bemerkung die Schärfe. »Herr Borchart, haben Sie Renks große Liebe wieder zusammengebaut? Ohne seine Pistole wird er wohl kaum losziehen.«

»Es gibt endlich etwas zu tun!«, rief Henriette begeistert.

Wagner nickte der hübschen Eurasierin zu. »Ja, es gibt etwas zu tun. Allerdings handelt es sich um eine zweifelhafte Angelegenheit, und es ist sehr wahrscheinlich, dass Sie einfach nur zwei Wochen Urlaub auf Staatskosten machen.«

»Und was ist die unwahrscheinliche Alternative?«, fragte Henriette neugierig.

»Wenn ich das wüsste, müsste ich Sie beide nicht loschicken. Aber warten wir mit Erklärungen lieber, bis Frau

Wart! uns alles auf dem Bildschirm präsentiert. Ich habe keine Lust, zweimal dasselbe erklären zu müssen.«

Wie aufs Stichwort trat Petra ein. Sie sah auf den Tisch und rümpfte die Nase. »Warum hat mir keiner Kaffee eingeschickt?«

»Weil Kaffee deinem Baby schadet«, antwortete Henriette und stand auf, um Petra einen als »Schokoladentrunke« bezeichneten Kakao aus dem Automaten zu holen.

Petra nahm das Getränk seufzend entgegen, setzte sich ächzend und zog die Funktastatur der Computeranlage näher zu sich heran. Als der Bildschirm aufleuchtete, wandte sie sich an Wagner. »Haben Sie den beiden schon erklärt, worum es geht?«

Ihr Chef schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe auf Sie gewartet.«

»Gut, dann fange ich an!« Als Petra ein paar Tasten drückte, wurde auf dem Bildschirm eine Karte Russlands sichtbar. Sie zoomte die Neusibirischen Inseln heran und setzte ein Kreuz auf die Belkowski-Insel.

»Über etliche Umwege und Kanäle haben wir herausgefunden, dass Russland auf dieser Insel eine geheime Forschungsstation unterhalten hat«, begann sie oberlehrerhaft.

Torsten deutete ein Gähnen an, während Henriette verwundert den Kopf schüttelte.

»Die Russen haben doch auf den meisten Inseln dort irgendwelche Forschungsstationen!«

»Das schon, aber nur selten eine, in der über einhundert Wissenschaftler höchsten Ranges tätig sind, und zwar Chemiker, Physiker, Biologen, Geologen und so weiter«, sagte Petra grinsend.

Mit schiefer Miene winkte Torsten ab. »Wenn jemand glaubt, uns auf diese Insel schicken zu müssen, damit wir nachsehen, was unsere russischen Freunde dort machen, streike ich. Die Brüder passen mir etwas zu gut auf ihre An-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Nicola Marni

METHAN
 Thriller

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
 ISBN: 978-3-442-20375-8

Page & Turner

Erscheinungstermin: April 2012

Tief im Eis liegt unsere Zukunft – und die größte Gefahr

Ein geheimes Forschungszentrum auf einer Insel im Eismeer wird überfallen und zerstört. Gleichzeitig stürzt ein Flugzeug mit der wissenschaftlichen Elite Russlands und der USA in der Nähe der Insel ab. Keiner überlebt. Einige Wochen später verunglückt der Playboy Espen Terjesen bei Paris. Auf einem Pressefoto von dem Unfall ist neben Terjesen die Wissenschaftlerin Nasdja Paragina zu sehen – die angeblich bei dem Flugzeugunglück umgekommen ist. Als die beiden wenig später eine Fahrt auf dem Hurtigruten-Schiff Trollfjord buchen, erhalten die deutschen Agenten Torsten Renk und Henriette von Tarow den Auftrag, das Paar zu überwachen; Terjesen steht im Verdacht der Industriespionage. Kaum sind Renk und Henriette als Touristen getarnt auf dem Schiff, bemerken sie andere Agenten verschiedener Geheimdienste. So viel Aufwand wegen Industriespionage? Dann finden Renk und Henriette heraus, dass auf dem Schiff Sprengladungen angebracht wurden – und sie wissen, dass es um Leben und Tod geht ...